Das verkannte Genie.

Die Sage vom verkannten Genie, so lautete das Thema, über welches Herr Geheimrath Professor Dr. W. H. von Riehl aus München im „Hamburger Verein für Handlungs-Commis von 1858" sprach. Der berühmte Redner führte aus:

Wenn heute Shakespeare unter uns lebte in der ganzen Vollkraft seines unvergleichlichen Schaffens, wie würden wir ihn ehren? Wie ein Fürst würde er uns erscheinen neben den Großen dieser Erde, wenn auch nur mit dem Lorbeer gekrönt. Den Stuhl, auf dem er gesessen, die Feder, mit der er geschrieben, würden leidenschaftliche Verehrer heimlich wegnehmen, um sie später einem Museum zu vermachen, Maler und Bildhauer würden sich bemühen, ein Bild zu skizziren für spätere Denkmäler, die Autographenjäger und die noch unwiderstehlicheren Autographenjägerinnen würden sich freuen, ein Zeichen von seiner Hand zu erhalten.

Als Shakespeare in England lebte, wurde kein solcher persönlicher Cultus mit ihm getrieben. Und so war denn am Ende Shakespeare ein verkanntes Genie? Welcher Unterschied besteht in der That zwischen dem Shakespeare, von dem man bei seinen Lebzeiten so wenig Notiz nahm, und dem Shakespeare, wie wir ihn heute kennen und ehren! Die Mitwelt kann niemals zur rechten Würdigung von Thaten oder Werken kommen, deren Erfolg erst im Verlauf der Jahrhunderte wachsen und groß werden muß. Als Homer seine Gedichte sang, wer hätte damals geahnt, daß nach Jahrhunderten diese Gedichte den Urvölkern den griechischen Geist erschließen könnten, daß diese Gedichte ein Unterrichtsgegenstand an allen Schulen würden?

Das weittragende Genie führt ein Doppelleben, ein Leben bei Lebzeiten und ein solches nach dem Tode. Richtig beurtheilt wird es erst, wenn Jahrhunderte über sein Leben hinausgegangen sind. Man muß erst gestorben sein, um unsterblich zu werden. Insofern ist immer ein großer Unterschied zwischen einem Genie bei Lebzeiten und nach seinem Tode und man kann die Gegenwart nicht dafür verantwortlich machen, daß sie nicht vorher gesehen hat, was nachher kommen kann, aber nicht immer zu kommen pflegt.

Es gibt Leute, die sich für Genies halten und sich mit manchem großen Geiste trösten, daß sie verkannt seien, während sie in Wirklichkeit keine Genies sind. Und so hat sich allmählich eine Sage, ein ganzer Sagenkreis vom verkannten Genie ausgebildet. Er findet sich weder im klassischen Alterthum noch im Mittelalter, noch in der Renaissance, erst im achtzehnten Jahrhundert tritt er auf und blüht in unserer Zeit ganz besonders. Trotzdem geben wir ihm den Namen Sage, weil das Herz dabei mitspricht und auch die Poesie ihren Antheil daran hat. Und eine Sage hat, so sehr sie auch von der Phantasie dichterisch ausgeschmückt sein mag, doch immer einen wahren Kern. Eine solche Sage vom verkannten Genie ist die Geschichte eines Franzosen aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts, des Ingenieurs und Physikers Salomon de Caux. Er war der Vorentdecker der Dampfkraft und gleichsam der Vorahner der Wirkungen, die diese Kraft später ausüben sollte. Der Sage nach wurde ihm seine Entdeckung so wenig gelohnt, daß Cardinal Richelieu in vollständiger Verkennung der Möglichkeit und Ausführbarkeit derselben ihn in einem Käfig in Bicetre einsperren ließ.

Allerdings war es Salomon de Caux nicht vergönnt, seine Erfindung zu verwerthen und zwar deshalb, weil die damalige Zeit noch nicht reif dafür war. Ein Genie muß auch zur rechten Zeit geboren werden, und in der That, es gibt verkannte Genies, es gibt Märtyrer ihrer Thaten, weil ihr Auftreten in eine Zeit fiel, die für das, was sie schufen, kein Verständniß hatte. So verhielt sich das Zeitalter der Renaissance zu den physikalischen Erfindungen, während in unserer Zeit gerade das Umgekehrte der Fall ist. Copernicus, Galilei und Kepler waren theilweise schon bei Lebzeiten den größten Anfeindungen ausgesetzt und verdienen in Wahrheit den Namen verkannte Genies. Aber sowie die einzelnen Menschen, so können auch die Zeitalter bisweilen verkannt, und es mögen sich damit diejenigen trösten, welche sich von ihrem Zeitalter hintenangesetzt glauben.

Jedes Zeitalter hat stets das vorhergehende verkannt. Natürlich! der Sohn fühlt sich vom Vater bedrückt, er sucht sich frei und unabhängig zu machen von seinem Einflusse. Am häufigsten begegnet uns diese Thatsache in Fürstenhäusern. Der Sohn wird in Folge dessen gegen den Vater ungerecht, und dieser Grundsatz läßt sich ebenso anwenden auf ganze Perioden der Geschichte. Es kann aber auch eine Persönlichkeit verkannt werden, obwohl die Zeit ihrem Wirken günstig ist und trotzdem sie Bedeutendes leistet. Immanuel Kant und Beethoven lebten zu einer Zeit, die ihrem Wirken ungemein günstig war, aber gerade die Tiefe ihrer Werke hatte zur Folge, daß es trotzdem erst einer geraumen Zeit bedurfte, bis man sich zum rechten Verständniß derselben durchrang. Wären diese leicht, oberflächlich und allgemein verständlich gewesen, so wären sie wahrscheinlich sofort der vollsten Würdigung begegnet, vielleicht sogar überschätzt worden. Denn auch das Gegentheil der Sage vom verkannten Genie gibt es, die Geschichte vom überschätzten Talent.

Wenn ein Talent in voller Uebereinstimmung mit der Mode und dem Zeitgeist schafft und der lärmende Erfolg des Tages ihm zufliegt, so liegt die Vermuthung nahe, daß die Nachwelt anders urtheilen, daß der Ueberschätzung die Verkennung folgen wird. Rossini hat durch seine einschmeichelnden Weisen die musikalische Welt seiner Zeit beherrscht — heute sind die meisten seiner Werke vergessen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war der berühmteste Componist unstreitig Johann Gottfried Hasse in Dresden; wer kennt den Namen heute noch? Aehnliches ist mit Gottsched und Kotzebue der Fall, welcher letztere seiner Zeit der deutsche Voltaire genannt wurde.

Auch ein Genie erfährt die Mühseligkeit des Sichemporringens, nicht weil es nicht verstanden wird, sondern weil jeder, auch der Bedeutendste, sich erst Geltung verschaffen muß. Ein besonders merkwürdiges Beispiel dieser Art ist Richard Wagner. Selten ist ein Künstler so in jeder Weise vom Glück begünstigt gewesen, wie er, und doch waren auch seine Anfänge von Entbehrungen und Enttäuschungen nicht frei. Daß er aber hierbei nicht zu Grunde ging, wie es wohl manchem anderen ergangen ist, das allein war auch schon ein großes Glück. Von allen Mitteln entblößt, wie er zu seiner pariser Zeit, wären wohl Viele den Anfechtungen der Großstadt erlegen.

Während seines Aufenthaltes in der Schweiz, wo es ihm oft an Geld mangelte, hat er sich dieses stets zu verschaffen gewußt; seinen Werken hat Franz Liszt bei der vornehmen und vornehmsten Welt Eingang verschafft und König Ludwig II. von Bayern hat ihn vollends auf den Gipfelpunkt seines Glükkes erhoben. Aber besonders der Umstand, daß er für seine neuen Ideen die Feder ergriff und polemisirte, hat ihn großen Anfeindungen ausgesetzt. Aehnliches war bei Berlioz, Schumann, und selbst Carl Maria von Weber der Fall. Ein Künstler, der neue Ideen geltend machen will, darf nicht empfindlich sein und muß sich darauf gefaßt machen, Widerstand zu finden.

Die Sage vom verkannten Genie, welche sich in unserer Zeit besonders hervorgebildet hat, ist ein Zeichen von dem Gerechtigkeitssinn unserer Zeit. Es hängt dieser Gerechtigkeitssinn mit dem socialistischen Zug unserer Tage zusammen. Der Socialismus will nicht Gleichheit — diese will der Communismus — sondern Gerechtigkeit. Der Socialist sagt, ein Jeder müsse ausgebildet werden nach seinen Kräften und Talenten ohne Rücksicht auf seine Abstammung von reichen oder armen, gebildeten oder ungebildeten Eltern. Wie manches große Talent geht an Armuth zu Grunde. Hier soll die ausgleichende Gerechtigkeit eintreten. Jeder soll seine Arbeit nach Befähigung und Arbeitskraft erhalten und jeder Arbeit soll diejenige Belohnung zukommen, welche ihrem Werth und ihrer Bedeutung für das Ganze entspricht. Diese Lehre, die so bestechend erscheint, braucht man nur auf das Gebiet geistiger Arbeit anzuwenden, um ihre Hinfälligkeit zu erkennen. Nicht allein der materielle Gewinn ist es, der das große Genie in seinem Wirken bestimmt, sondern auch der Erfolg. Man bedauert Schiller, daß er für seine Werke so schlecht honorirt wurde, während seine Verleger den Gewinn einzogen. Allein Schiller hat nicht für den Gewinn gearbeitet, sondern nur für den Erfolg, vielleicht sogar für den einer ferneren Zukunft. Es schickt sich nicht für einen Dichter, nach Brod zu gehen. Unser Gerechtigkeitssinn gibt dies aber nicht zu, er will, daß dem Verdienst der materielle Erfolg auf die Felsen trete, und so thut ein weiser Hausvater unserer Tage gut, bei der Aufstellung seines Jahresbudgets eine eigene Position für 70-, 60- und 50ste Geburtstage, 25-, 30- und 50jährige Jubiläen und für Denkmäler auszuwerfen.

Gibt es nun aber in der Geschichte auch Glückliche, an welcher die Sage vom verkannten Genie nicht haftet? Es gibt deren, wenn auch selten. Aus der Reihe dieser Glücklichen führt der Vortragende drei Namen an, weil sie in ihrem Wirken verschiedenen Gebieten angehören. Zuerst Goethe, dem zwar die Gegner nicht erspart geblieben sind, an dessen gewaltiger Dichtergröße aber weder ein Zeitgenosse noch ein Neugeborener je zu zweifeln gewagt hat. Der Zweite ist James Watt, der glückliche Erfinder der Dampfmaschine. Watt hatte das Glück, im hohen Alter den vollen Erfolg seiner Erfindung vor Augen zu sehen und in Ruhe genießen zu können. Als Dritter wird vom Vortragenden Moltke genannt, der bei all' seinem Genie doch von einem Kaiser Wilhelm I. erkannt und des nöthigen Vertrauens gewürdigt, von einem Bismarck in diplomatischer Hinsicht unterstützt werden mußte, um zu seiner bekannten Größe emporsteigen zu können. So zeigt sich, daß nur die Verbindung von Glück und Genie Großes zu wirken vermag.

— Zweihundertsechsundachtzig Jahre sind seit jenem denkwürdigen 5. November vergangen, an welchem die Entdeckung gemacht wurde, daß Guy Fawkes den König von England und die beiden Häuser des Parlaments in die Luft sprengen wollte. Die Erinnerung an ihn lebt andauernd im englischen Volke weiter, und "Please to Remember the Fifth of November" hat sich zu einem stehenden Wort entwickelt. Alljährlich werden am 5. November große Freudenfeuer entzündet, Feuerwerke abgebrannt, Faschingsumzüge veranstaltet und die „Guys" der modernen Zeit, mißliebige und der Menge verhaßte Personen, bildlich verbrannt. „General" Booth wird wenig davon erbaut sein, daß man in diesem Jahr „Papst Booth" und andere verhaßte Mitglieder der Heilsarmee zu Eastbourne als „Guy" auf den Scheiterhaufen gethan hat.

— Frech. Richter: Schämen Sie sich denn gar nicht, wegen Mißhandlung der eigenen Frau auf der Anklagebank zu sitzen? — Angeklagter: Herr Richter, was thun Sie denn eigentlich, wenn Ihre Frau Gemahlin Sie einen versoffenen Lump nennt?

— Kaltblütig. Bürgermeister: Haben Sie gelesen, daß noch in diesem Monat die Welt untergehen soll? Brandmeister: Meinetwegen, — die Spritzen sind in Ordnung.

Droschke Nummer Eins.

Von Paul Ulder.

Der Regierungs-Assessor Kurt Bodenbach war ein lebenslustiger, junger Mensch, welcher sein Junggesellenleben in der Residenz in den vollsten Zügen genoß und im Kreise gleichgesinnter Freunde gar nicht daran dachte, hierin einen Wechsel eintreten zu lassen. Doch es sollte anders kommen.

Eines schönen Tages saß er mit einigen Bekannten in einem eleganten Cafe des Berliner Westens. Es war ein Gewitter aufgezogen, und in kurzer Aufeinanderfolge durchzuckten blendende Blitze den Himmel, während der Donner ein betäubendes Getöse verursachte.

Dem Assessor entging es nicht, daß einer seiner Bekannten bei jedem Blitze zusammenfuhr und bei jedem darauf folgenden Donnerschlag mit dem ganzen Körper zuckte. Er konnte sich nicht enthalten, sich über diese Gewitterfurcht zu amüsiren.

„Es ist statistisch festgestellt," bemerkte er, „daß ein Mensch eher in die Lage kommt, das große Loos zu gewinnen, als vom Blitze erschlagen zu werden."

„Und ich möchte fast behaupten", fügte ein Anderer hinzu, „daß es schwerer ist, unter den Tausenden von Berliner Droschken der Nummer Eins habhaft zu werden, als vom Blitze getroffen zu werden."

„Das möchte ich doch nicht so ohne Weiteres behaupten", erwiderte Kurt, „Das muß doch gar nicht so schwer sein."

„Was gilt die Wette?" rief Jener, „Du bringst es binnen heut und vier Wochen nicht fertig, der Droschke Nummer Eins zu begegnen."

„Die Wette gilt!" rief Kurt in guter Laune. „Sobald ich der Droschke Nummer Eins in den nächsten vier Wochen begegne, fahre ich in ihr sofort zu Hiller und bestelle auf Eure Rechnung ein feines Souper mit Champagner."

„Eine Bedingung stelle ich noch," bemerkte der Andere. „Es ist Dir nicht erlaubt, Dich irgendwo nach der Droschke Nummer Eins zu erkundigen, sondern Du mußt Dich ganz dem Zufall anvertrauen."

„Auch diese Bedingung acceptire ich," rief Kurt, und unter allgemeiner Heiterkeit ging man auseinander.

In der nächsten Zeit gab sich der Assessor, sobald er auf der Straße erschien, die redlichste Mühe, der verhängnißvollen Droschke ansichtig zu werden, aber ohne Erfolg.

Schon waren die abgemachten vier Wochen bis auf drei Tage vergangen, da überschritt Kurt einmal zufällig den Belle-Alliance-Platz, als ihm eine Droschke entgegenfuhr, die wirklich und wahrhaftig die Nummer Eins trug.

Es war ein ganz elender Kasten, und Kurt hätte sich unter anderen Umständen gewiß nicht dazu entschlossen, dieses Jammergestell zu besteigen. Auch der lahme Gaul schien sich des Vorzugs, an der Spitze der Berliner Droschkengäule zu traben, nur sehr unvollkommen bewußt zu sein, ebensowenig schien der Kutscher in hervorragender Weise dem Ehrgeize zu huldigen.

Nichtsdestoweniger steuerte der Assessor auf die Arche los, erhielt aber von dem Rosselenker den Bescheid, daß das Gefährt bereits besetzt sei.

In diesem Augenblicke neigte sich ein reizender Mädchenkopf aus dem Fenster des alten Kastens. Kurt näherte sich der Dame mit höflichem Anstande, lüftete den Hut und, nachdem er sich unter tiefer Verbeugung vorgestellt hatte, bemerkte er, daß er, die Droschke für unbesetzt haltend, sich derselben habe bedienen wollen, um Unter die Linden zu gelangen.

„Ein merkwürdiger Umstand," fügte er hinzu, „macht es mir wünschenswerth, gerade die Droschke zu benutzen. Ich bin nämlich eine Wette eingegangen, binnen vier Wochen der Nummer Eins habhaft werden zu können. Wie Sie sehen, habe ich die Wette gewonnen und ich möchte jetzt sofort zu Hiller fahren, um meine Freunde, welche dort um diese Zeit gewöhnlich zu treffen sind, davon zu benachrichtigen."

„Das trifft sich ja ungemein nett," erwiderte sie. „Auch ich wollte soeben zu Hiller fahren, um dort mit meinem Bruder zusammenzutreffen. Wenn es Ihnen recht ist, können wir den Weg zusammen machen."

Der Assessor nahm mit Freuden diesen Vorschlag an, stieg ein, und der Wagen rumpelte nach der Friedrichstraße zu ab.

Unterwegs brachte Kurt in Erfahrung, daß seine schöne Begleiterin Käthe von Wildenschwert heiße, daß sie sich mit Ihrem Vater, einem schlesischen Rittergutsbesitzer und ehemaligen Officier besuchsweise in Berlin aufhalte, während ihr Bruder daselbst als Lieutenant bei den Gardedragonern diene.

Aus den Fenstern bei Hiller sahen die Freunde des Assessors mit Erstaunen, wie das vorsündfluthliche Gefährt vor der Thür hielt und in demselben Kurt Bodenbach in Begleitung einer elegant gekleideten, hübschen jungen Dame erschien. Eine solche Begleitung waren sie an ihm nicht gewöhnt. Bald entdeckte aber ein scharfes Auge in der Nummer der Droschke wenigstens theilweise des Räthsels Lösung.

Das Souper verlief in der heitersten Laune. Arwed von Wildenschwert, welcher, nachdem er seine Schwester in ihr Hotel geleitet, einer Einladung des Assessors folgend, an dem Souper theilnahm, erwies sich als ein eben so fein gebildeter Cavalier, wie liebenswürdiger Charakter.

Nach vier Wochen las man in den Zeitungen:

„Die Verlobung meiner einzigen Tochter Käthe mit dem Regierungsassessor im Ministerium des Innern, Herrn Kurt Bodenbach zu Berlin, beehre ich mich Verwandten und Betannten ergebenst anzuzeigen."

Halbendorf, September 1891.

Hermann v. Wildenschwert,
Rittergutsbesitzer u. Hauptmann a. D.

Auf der Verlobungstafel prangte blumengeschmückt das Droschkenschild Nummer Eins.

Das verlobte Paar hatte den Wunsch ausgesprochen, den alten Rumpelkasten als Brautgefährt zu benutzen, stieß aber damit auf den Widerstand des Herrn Schwiegerpapa.

Der Abgott des tollen Ludwigs.

In einer Kunstzeitschrift, dem „Echo Artistique", finden wir einen Brief Ludwigs II. von Baiern an seinen Abgott Richard Wagner, den Marcel Herwegh, der Sohn des Georg Herweghs, veröffentlicht. Das Schreiben, das eines Commentars wohl kaum bedarf, lautet:

Dem Wort-Tondichter
Richard Wagner
München.

Erhabener, göttlicher Freund!

Kaum kann ich den morgenden Abend erwarten, so sehne ich mich nach der 2. Vorstellung (von Tristan und Isolde) schon jetzt. Sie schrieben an Pfistermeister (Privatsecretär des Königs), Sie hofften, daß meine Liebe zu Ihrem Werke durch die in der That etwas mangelhafte Auffassung der Rolle des Kurwenal von Seiten Mitterwurzers, nicht nachlassen möge!

Geliebter! Wie konnten Sie nur diesen Gedanken sich aufkommen lassen? Ich bin begeistert, ergriffen. Entbrenne in Sehnsucht nach wiederholter Aufführung!

Dies wunderhehre Werk,
Das uns dein Geist erschuf!

Wer dürft' es sehen, wer erkennen, ohne selig zu preisen? Das so herrlich, hold, erhaben mir die Seele mußte laben!

Heil seinem Schöpfer, Anbetung ihm! — Mein Freund, wollen Sie die Güte haben, dem Künstlerpaar zu sagen, daß deren Leistung mich entzückt und begeistert hat; Meinen herzlichen Dank, werden Sie ihn den Beiden künden? Ich bitte Sie, erfreuen Sie mich bald mit einem Briefe!

Nicht wahr, mein theurer Freund, der Muth zu neuem Schaffen wird Sie nie verlassen; im Namen Jener bitte ich Sie, nicht zu versagen, Jener, die Sie mit Wonne erfüllen, die sonst nur Gott verleiht.

Sie und Gott!

Bis in den Tod, bis hinüber nach jenem Reiche der Weltennacht bleibe ich,
Ihr treuer,
Ludwig.

Berg, den 12. Juni 1865.

Genau 21 Jahre später, am 13. Juni 1887, endete das Leben Ludwigs im Starnberger See. Kundige Psychiater mögen vielleicht schon in dem Schreiben die Spuren eines Leidens entdecken können, das später den Geist des Baiernkönigs bis zur völligen Umnachtung ergriff.

Was dem Herrn Rentier Schnäckelbach aus Leibzig passirte.

„Hären Se, mei gutes Dhierchen, ich bin Sie nähmlich e großer Vogelfreund, und in meiner Stube da wimmelts egal von Babageien und Gagedus. Beim Ganabeh da steht e Ganarienvogel und über der Gomode hängt e Gardinal. Heren Se, nu bin ich neilich aus lauter Liebe zu den Vögeln in en Verein für Vogelliebhaber geträten. Es war ooch sehr scheene dort und zum Schluß des Jahres wurde eine große Verloosung gemacht. Nadierlich nehme ich mer och zwanzig Loose und freu mich schon im Stillen über die vielen Vögel, die ich gewinnen werde. Die Verloosung kommt nu ran, die Gewinnliste wird mer zugeschickt und Gott Strambach, da war von meinen zwanzig Loosen gerade eens rausgezogen, aber mit einem feinen Gewinn: Nr. 4656: „Ein Schneeschläger!" Ei du Dunnerwetter! Des muß wohl ein seltener Vogel sin! Ich also mei großes Vogel-Lexikon geholt und nach dem Namen gesucht, denn ich mußte mich doch informiren über die Fütterung und Behandlung des Dhierchens. Awer da stand Sie wohl was von Schneehühnern und Ganarienschlägern, aber von enem Schneeschläger renne gar nischt drin — es war wahrscheinlich e zu seltener Vogel. Nun reene ich zum Klempner und kaufe mer en recht bequemen Vogelbauer, damit das Dhierchen ooch hibsch drinne hopsen kann und denn gehe ich raus in de Vogel-Ausstellung und sage zu dem Vogelaufseher: Heren Se, ich bin Sie nähmlich der Rentier Schnäckelbach und möchte gern mein' gewinn holen, Nr. 4656; een Vogelbauer hab' ich gleich mitgebracht. Der Auffeher feixt mich an un sagt: „So? Also Ihren Gewinn soll ich in diesen Vogelbauer thun?" — „Nu ja", sag ich, „da ist gar nischt zu feixen!" Der Mann geht fort und kommt wieder — und da liegt e langes, spitzes Ding in Papier gewickelt in meinem Vogelbauer, das eher aussah wie eene Schlange als wie e Vogel. Ich packe das Ding vorsichtig aus, es piepst gar nischt — und was war'sch — aller eener, wie man ihn in Güche braucht zum Eiweiß schlagen! Heren Se, da war ich Sie aber scheene ins Näpschen geträten, denn wie konnt ich denn wissen, daß de Mitglieder vom Gomide aus Mangel an Vögel och Güchengegenstände verlooft haben. Gott Strambach!"

— Reingefallen. Nachdem der Herr Hauptmann Urlaub für einige Tage gehabt hat, begibt er sich in den Kasernenhof, wo seine Compagnie exercirt. Hier meldet ihm der Feldwebel, daß die Compagnie am gestrigen Tage während des Exercitiums vom Herrn Major inspicirt worden sei; der Bataillonscommandeur habe nur einige kleine Ausstellungen gemacht. Sofort läßt der Herr Hauptmann antreten und donnert los: „Na, Kerls, gestern habt Ihr vor dem Herrn Major Eure Sache wieder ganz miserabel gemacht, namentlich der Parademarsch war unter aller Kritik." — „Herr Hauptmann verzeihen", flüsterte der Feldwebel, „Parademarsch wurde gar nicht gemacht."

Der Eispalast.

Von Sacher-Masoch.

In einem mit asiatischem Luxus eingerichteten Gemach saß eine junge, reizende Frau auf einem türkischen Divan, über den ein Bärenfell gebreitet war, während ein zweites ihren kleinen Füßen als Teppich diente. Ein großer, schöner Mann stand an den holländischen Kamin gelehnt da und spielte mit ihren Flechten, die losgegangen waren und gleich goldenen Schlangen auf ihren weißen Schultern schaukelten.

Die schöne Frau war die Gemahlin des Staatsraths Wolinski und ihr Anbeter der Herzog Biron von Kurland, der allmächtige Günstling der Zarin Anna.

„Wissen Sie, Alexine," begann der Herzog, „daß Sie mir ungleich besser gefallen ohne diesen Modeputz, diesen Küraß und diesen Korb, in dem die Liebesgöttinnen von heute stecken, und vor Allem ohne Puder?"

„Sie haben überhaupt einen mythologischen Geschmack," spottete Frau Wolinski, „man könnte Sie für einen Halbgott, einen Sohn Jupiters halten, wenn die olympischen Götter nicht schon längst entthront wären."

„Sie meinen," erwiderte Biron galant, „weil Sie aus meiner Knute ihren Spinnrocken gemacht haben, schöne Omphale!"

„Wenn dies wahr wäre," erwiderte Alexine, „so würden Sie mir einen kleinen Gefallen erweisen."

„Jeden, Alexine, befehlen Sie über mich."

„Also schicken Sie meinen Mann nach Sibirien!"

Biron begann laut zu lachen. „Mit Vergnügen", sprach er, während sein brutal schönes Gesicht einen unheimlichen Ausdruck bekam, „sobald Sie mir einen Vorwand liefern, Alexine, aber wir müssen vorsichtig sein. Wir Deutsche sind ohnehin verhaßt genug bei den Russen."

„Wolinski scheint zu wissen, daß ich Sie liebe," fuhr die blonde Schöne fort, „er fängt an, mir unbequem zu werden."

„Nur einen Vorwand, meine Liebe", wiederholte der Herzog, „und Sie sind von ihm befreit."

„Gut, Sie sollen ihn haben," sagte Alexine, während sie ihre Fußspitze in dem dunklen Bärenfell auf und ab tauchen ließ, „und dann habe ich Ihr Wort —"

„Dann sollen Sie selbst sein Urtheil sprechen."

* * *

Seit diesem Abend suchte die schöne Messaline mit dem Eifer einer unermüdlichen Jägerin diesen Vorwand. Sie umstellte ihren Mann mit Netzen, und endlich war er ihr Gefangener, ja mehr als das, sie konnte ihn an das Messer liefern.

Da, im letzten Augenblick schien ihr das Wild entschlüpfen zu wollen und sie selbst sah sich plötzlich in Gefahr.

Der Herzog hatte sie eben verlassen, als Wolinski eintrat.

„Wer war bei dir?" fragte er.

„Biron," erwiderte Alexine kalt.

Wolinski schloß die Thür und näherte sich dann seiner Frau. „Alexine", begann er, „du spielst ein gefährliches Spiel."

„Du auch," erwiderte sie mit einem bösen Lächeln. Da ergriff er sie bei den Handgelenken und riß sie zu Boden. „Weib," murmelte er, „es ist genug an dem, was du mir zufügst; wenn du aber spioniren, wenn du über gewisse Dinge schwatzen solltest, dann stirbst du von meiner Hand."

„Ach, du bist eifersüchtig!" erwiderte sie mit einem verächtlichen Blicke, „das ist Alles."

„Ich habe dich immer geliebt, Alexine," erwiderte Wolinski, „wie sollte ich gleichgiltig bleiben, wenn ich sehe, daß dein Herz sich von mir abwendet."

„Altmodische Ideen, mein Freund!"

„Nun, eure neue Mode wird wohl bald ein Ende nehmen," entgegnete Wolinski, „der Tag der Vergeltung ist vielleicht näher, als man glaubt."

Alexine zuckte die Achseln und gähnte „Ich bin schläfrig, ich will zu Bett.

Sie ging wirklich zur Ruhe, aber sie schlief nicht. Nach einiger Zeit trat Wolinski leise ein, näherte sich ihrem Lager und beugte sich über sie, dann, als er überzeugt war, daß sie schlief, verließ er ebenso vorsichtig das Gemach. Jetzt schlupfte Alexine, gleich einer Schlange, aus ihrem Nest und kleidete sich rasch als Bäuerin an. Alles lag bereit zu dieser Metamorphose. Wenige Minuten später trat sie unbemerkt aus dem Hause, in Männerstiefeln und einem langen Schafspelz, eilte durch den Garten, schlich zu dem kleinen Pförtchen hinaus, dessen Schlüssel sie sich verschafft hatte, und erwartete Wolinski auf der Straße.

Er ließ nicht lange auf sich warten. Auch er hatte sich verkleidet, aber Alexine erkannte ihn sofort, trotzdem er nicht nur die Kleider eines Matrosen, sondern auch dessen Gang und Haltung geschickt nachahmte. Sie folgte ihm unbemerkt bis in einen entfernten Stadttheil, wo er an die Thür eines kleinen, einsam stehenden Hauses klopfte. Nachdem er eingetreten war, kehrte sie rasch zurück, erbrach seinen Secretär, fand verschiedene Papiere, welche die Ziele der Verschwörung, an deren Spitze Wolinski stand, verriethen, und entdeckte schließlich in einem geheimen Fach die Liste der Verschworenen. Vermummt und verschleiert kam sie jetzt mitten in der Nacht zu dem Herzog von Kurland.

„Ich habe ihn," flüsterte sie ihm zu.

„Wen?"

„Meinen Mann," erwiderte die schöne Messaline triumphirend, „er steht an der Spitze einer Verschwörung."

„Sie scherzen."

„Er und seine Freunde haben sich verbunden, um die Czarin zu stürzen und die Großfürstin Elisabeth, die aus ihren altrussischen Gesinnungen keinen Hehl macht, auf den Thron zu heben."

„Teufel!" rief Biron erregt, „haben Sie Beweise?"

„Beweise?" Alexine lächelte und übergab ihm die Papiere: „hier — Alles, was wir brauchen, um unsere Feinde dem Henker überliefern zu können, und hier die Liste der Verschworenen."

Während Alexine eilig in ihr kleines Hotel zurückkehrte, stieg Biron selbst zu Pferde und eine Stunde später waren sämmtliche Verschworene verhaftet und in seiner Gewalt.

Als Biron, von Gardesoldaten begleitet, an die Thür Wolinskis pochte, eilte ihm Alexine entgegen und führte ihn selbst in das Cabinet ihres Gatten, der eben nach Hause zurückgekehrt war.

Während man dem Unglücklichen Handeisen anlegte, hatte sich Alexine in einen Fauteuil niedergelassen und betrachtete ihn, die Arme über die Brust verschränkt, mit einem höhnischen Lächeln.

* * *

Der überaus strenge, ja geradezu fürchterliche Winter von 1739 hatte dem Herzog Biron, welcher zu gleicher Zeit der Tyrann und der maitre de plaisir der Zarin war, den phantastischen Einfall gegeben, aus dem Eise der Newa eine Art Feenpalast zu erbauen.

Der Kammerherr Tatitschew leitete das unerhörte Unternehmen. Im Dezember wurde damit begonnen und Mitte Januar erhob sich der seltsame Prachtbau zwischen dem Admiralitätsfort und dem Winterpalast.

Die Bausteine lieferte die Eisdecke der Newa und das Wasser des Flusses diente als Mörtel. Der Eispalast Biron's, welcher zweiundfünfzig Fuß lang, halb so breit und zwanzig Fuß hoch war, zeigte sich der staunenden Menge zugleich als ein neues Weltwunder und als ein geschmackvolles Werk der Architekten im antiken Geschmack, mit Säulen und Sculpturen reich geschmückt. Vor demselben standen Geschütze aus Eis, welche geladen und abgefeuert werden konnten und Delphine, welche bei Tag Wasser und des Nachts brennende Naphtha spieen.

Im Innern war Alles, die ganze Einrichtung, bis auf die Spitzenvorhänge des großen Himmelbettes, das Service auf dem Buffetschrank und die Leuchter, in denen Hunderte von Kerzen brannten, gleichfalls aus Eis auf der Drehbank hergestellt, und selbst das Holz, das im Kamin brannte, war mit brennendem Naphtha übergossenes Eis.

In diesem Gebäude, das bei hellem Sonnenschein aus reinem Krystall erbaut und Nachts aus Mondlicht gewoben schien, sollte die Hochzeit des Fürsten Galitzyn stattfinden, welcher zur Strafe für seinen Uebertritt zur katholischen Kirche verurtheilt worden war, eine Wäscherin zu heirathen und das Amt eines Hofnarren zu bekleiden.

Am Vorabend erhielt Alexine ein Billet des Herzogs von Kurland, in welchem der Allmächtige sie einlud, sein Wunderwerk, das eben fertig geworden war, in Augenschein zu nehmen.

Die schöne Frau beeilte sich, dem Wunsche Birons zu entsprechen. Eine Viertelstunde später hielt ihr reich vergoldeter Schlitten vor dem Eispalast, und sie entstieg mit Hilfe Birons, eine nordische Venus Anadyomene, den weißen, schimmernden Eisbärenfellen, selbst in einem purpursammtenen Zobelpelz gehüllt, eine Zobelmütze auf dem schneeweißen Haarthurm, der ihr stolzes Haupt krönte.

Der Herzog gab ihr galant den Arm, führte sie um den ganzen Eispalast herum und zeigte ihr dann das Innere, wobei er sie selbst auf alle Einzelheiten aufmerksam machte.

In dem Schlafgemach ließ sich Alexine auf den mit Bärenfellen bedeckten Divan nieder.

„Damit ich Ihnen nicht die Ruhe forttrage," sprach sie lächelnd.

„Als wenn Sie mir dieselbe nicht schon längst geraubt hätten," erwiderte der Herzog, welcher vor ihr stand und sie mit sichtlichem Vergnügen betrachtete.

„Ich bin also die Erste," versetzte jetzt die blonde Zauberin, „welche Ihren Eispalast fertig sieht?"

„Allerdings," gab Biron zur Antwort, „oder, besser gesagt, Sie sollen Zeuge seiner Vollendung sein."

„Was fehlt denn noch?" fragte sie.

„Es fehlen noch die Statuen, welche die Galerien schmücken sollen."

„Sollen dieselben jetzt aufgestellt werden?"

„Ja, meine Göttin."

„Und diese Statuen sind also auch aus Eis gemeißelt worden?"

„Wir haben es versucht," sprach Biron, „da aber das Eis unter dem Meißel sprang, so habe ich eine andere Idee, welche Sie ohne Zweifel interessiren wird. Ich werde eine Anzahl Verbrecher, die zum Tode verurtheilt sind, mit Newawasser begießen lassen."

„Herzog, Sie sind ein Phantast, aber Ihre Phantasien sind grausam. Sie erschrecken mich fast."

„Und ich gedachte, Sie angenehm zu überraschen."

„Mich?" rief Alexine, sich erhebend, „nein, nein, ich will an diesem neronischen Scherz nicht theilnehmen".

„Auch dann nicht", versetzte der Herzog mit einem teuflischen Lächeln, „wenn ich Ihnen sage, daß es die Verschwörer sind, welche Ihre schöne Hand mir überliefert hat, welche ich in dieser spaßhaften Weise bestrafen werde. Wolinski an der Spitze?"

„Wolinski?" wiederholte Alexine, und schon begannen ihre kalten, stahlblauen Augen zu funkeln und ihre Lippen zeigten ihre kleinen weißen Zähne.

„Ja, Wolinski".

„Das ist ja wunderbar", rief Alexine aus, „Sie sind ein Gott, Herzog, ich möchte Sie küssen".

„Thun Sie es doch".

Das schöne Weib nahm ihn rasch beim Kopf und küßte ihn.

„Sie wollen also zusehen?"

„Gewiß, mit Vergnügen".

„Kommen Sie also".

Der Herzog gab ihr wieder den Arm und führte sie durch das Vestibule des Eispalastes, die Freitreppe hinab in das Freie, wo inmitten von Grnadieren der Garde die Opfer bereits ihres Richters und Henkers harrten.

Ein paar Worte Birons an seine Adjutanten ergänzten die Anordnungen, welche er schon früher getroffen hatte. Wolinski, welcher den Reigen eröffnen sollte, wurde jetzt bis zuletzt aufgespart.

Der Henker und seine Knechte führten nun seine Leidensgefährten vor und zwangen sie, die Stellung anzunehmen, welche Biron ihnen, nach antiken Statuen, zugedacht hatte. Dann begannen die Soldaten, sie mit eisigem Wasser zu begießen.

„Und Wolinski?" fragte Alexine, welche sich im Vorgefühl teuflischen Genießens schauernd dichter in ihren Zobelpelz hüllte.

„Er erwartet von ihnen Gnade oder Ungnade."

„O! Ich bin nicht in der Laune, ihm das Leben zu schenken!"

„Dann befehlen Sie, daß man ihn vorführt."

Alexine gab dem Officier einen Wink.

„Ueberlassen Sie es mir", wendete sie sich dann zu Biron, „Wolinski eine Attitude anzugeben".

„Er steht vollkommen zu Ihrer Verfügung", gab der Herzog zur Antwort.

Schon stand der Unglückliche vor ihnen.

„Auf die Kniee!" gebot die schöne Messaline.

Wolinski erwiderte ihren Befehl mit einem Blick voll Haß und Wuth.

„Willst du nicht gehorchen"! fragte Alexine spöttisch.

Wolinski blieb stumm und regte sich nicht.

„Sonst lagst du ja so gerne zu meinen Füßen", fuhr Alexine fort, „muß man dich diesmal dazu zwingen?"

Da er noch immer nicht gehorchen wollte, zwangen ihn zwei Grenadiere, sich vor seinem schönen Henker niederzuwerfen.

Alexine betrachtete ihn durch ihre Lorgnette und wendete sich dann zu dem Herzog. „Er nimmt sich gut aus, nicht wahr?" fragte sie scherzend.

Man begann nun Eimer voll eisigen Wassers über ihn zu gießen. Während jedoch die anderen Verurtheilten gräßliche Flüche ausstießen, blieb Wolinski stumm und unbeweglich.

„Ich möchte, daß er um Gnade bittet", sagte Alexine zum Herzog, „oder doch wenigstens einen Laut von sich gibt".

„Nur Geduld, meine Schöne", erwiderte Biron. „Sie werden auch dieses Vergnügen haben".

„Betest du mich noch an?" fragte Alexine, indem sie vor Wolinski hintrat. „Bist du noch eifersüchtig?"

Er gab keine Antwort, aber endlich begann er leise zu wimmern und Alexine brach in ein lautes, brutales Gelächter aus.

„Welch' entsetzliches Schauspiel", sprach ein Soldat des Preobraschenskischen Regimentes zu seinem Kameraden.

„Man schafft sie aus der Welt," erwiderte dieser, „weil sie uns aus dem grausamen Joch befreien wollten, aber der Tag der Vergeltung wird kommen."

Endlich war das grausame Werk vollbracht, und die Eisstatuen wurden in der Galerie, die den Eispalast umgab, aufgestellt.

Während Alexine sich in den köstlichen Fellen zurecht setzte, mit dem ihr Prachtschlitten gefüllt war, verschlang sie Biron mit Blicken, aus denen ein unheimliches Entzücken sprach.

„Was haben Sie?" fragte die schöne Frau lächelnd.

„Sie sehen aus, als ob Sie sich eben erst in mich verliebt hätten."

„Ich finde Sie jetzt noch einmal so schön," erwiderte Biron.

„Und warum?"

„Weil sie grausam sind," gab der Herzog zur Antwort, „und Sie wissen, daß ich ein Phantast bin. Ich habe mir immer gewünscht, einmal eine schöne Tigerin zu küssen."

* * *

Der Soldat der Garde hielt Wort. Der Tag der Vergeltung kam.

In der Nacht des 5. December 1741 erhob sich zuerst das Preobraschenskische Regiment.

Man wollte nach dem Tode der Zarin Anna nicht wieder einen Fremden auf dem Thron sehen.

Das Regiment Tobolsk folgte dem gegebenen Beispiele und bald schlossen sich alle anderen Truppen an, welche in Petersburg lagen.

Die Großfürstin Elisabeth, die Tochter Peter des Großen, das Haupt der altrussischen Partei, von ihrem Arzt, dem Franzosen Lestocq, dem Kammerherrn Warengew, dem Grafen Schuwalow und Astraski begleitet, stellte sich an die Spitze der Militär-Revolution.

In zwei Stunden war Alles vorbei und Elisabeth Petrowna zur Kaiserin von Rußland ausgerufen.

Münnich und Ostermann wanderten nach Sibirien, wohin Biron bereits nach dem Tode der Czarin Anna geschickt worden war.

Jetzt ereilte auch Alexine die verdiente Strafe. Sie bekam die Knute und wurde dann gleichfalls nach Sibirien geschickt, wo sie nach zwei Jahren der Buße und vielleicht auch der Reue an der Lungenschwindsucht starb.

Einem jungen Talente.

Wie? Du willst nicht anerkennen,
Daß Kritik Dir ist von Nutzen?
Soll ein Licht vernünftig brennen,
Muß man's doch zuweilen putzen.

Alb. Roderich.

— Aus der Lebenspraxis. Es ist leichter demüthig, als an rechter Stelle stolz zu sein.